links und rechts mit hohen Fenstermauern besetzt, vermitteln den Respekt vor der quantitativen Größe einer Stadt. Die längste Straße ist so und so lang, man braucht zwei Stunden, um sie zu durchwandern; das größte Haus enthält so und soviel hundert Bewohner, mehr als ein beliebiges Dorf — das sind so quantitative Großstadtvorstellungen, die unsere Zeitungen gern nach amerikanischem Muster zum besten geben. Und der ungläubig staunende Zeitgenosse, der hinter dem Berge wohnt, oder auch in der Großstadt selbst, ohne sie recht zu kennen, — sagt nicht ohne einigem Stolz: Da kann man sehen, wie wir uns entwickeln!

Der stille und heimliche Gebieter über unsere modene Stadterweiterung ist neben der gestrengen Bureaukratie, die die recht stattlichen Paragraphen der Bauordnung handhabt, der Kapitalismus, genauer: jene Art der freien Wertspekulation, die in Grund- und Bodenwerten den einträglichsten Handel der jüngsten kapitalistischen Wirtschaftsperiode getrieben hat und fröhlich weitertreibt.

Wenn Deutschland heute mit mehr als sechzig Milliarden Mark Bodenverschuldung rechnen und dafür jährlich zweieinhalb Millionen Zinsen tragen muß, wenn drei Viertel dieses ungeheuren Betrages auf die Wertsteigerung des städtischen Bodens entfällt und volkswirtschaftlich unproduktiv ist, wenn an eine Schuldentilgung dieses äußerst fiktiven „Nationalvermögens“ trotz überhoher Mietspreise nicht gedacht werden kann, so hat sich die Nation bei jenen spekulativen Köpfen zu bedanken, die seit den Gründerjahren das Bodengeschäft als eines der sichersten Spekulationsgeschäfte betreiben. Gefährlich ist es nur für jene Teilnehmer, die nicht aushalten und abwarten können. Sie werden lächelnd von ihren Genossen verschluckt, sozusagen, nach Analogie der hungrigen Wölfe, die es mit ihresgleichen ebenso halten sollen. Dabei stellen sich denn Gewinne ein, wie diejenigen der „Berlinischen Bodengesellschaft“, die im Jahre 1907 35 Prozent, 1908 sogar netto 100 Prozent Dividende verteilen konnte. Und trotz des öffentlichen Wehgeschreis über solche Millionengewinne schwillt die Gründungstätigkeit im Bodengeschäft an. In den ersten vier Monaten des Jahres 1909 wurde ein Kapital von 31 Millionen Mark gezeichnet, gegen 27,21 Millionen Mark des Vorjahres.

Genug der Zahlen, sie sollen nur andeuten, welche Mächte den Preis des Bodens und mehr als das in der Hand haben. Geld regiert die Welt. Wie sollte sich ein Bauunternehmer, der seine Bauparzellen schon aus der dritten oder vierten kundigen Geschäftshand einzuhandeln pflegt, dem Gesetz der kapitalistischen Schwere entziehen können? Er handelt seine Parzellen sogar zumeist oder doch häufig schon mit fertiger Bauzeichnung ein, und hat nun nicht viel mehr zu tun, als die Materiallieferungen so billig zu vergeben, daß ihm beim Verkauf des Hauses an den sogenannten Eigentümer ein anständiger Profit erwächst. Das Haus ist in neun unter zehn Fällen ein Massenmietshaus, denn etwas Besseres rentiert sich auf dem verteuerten Spekulationsboden nicht mehr. Die Masse muß es eben bringen, wie so oft im wirtschaftlichen Leben. Die großen Geldkaufleute, die am Anfange dieser Unternehmerkette stehen und natürlich als Heilbringer der Menschheit gelten möchten, weil sie, wie Baumeister Solneß, Heimstätten für Menschen errichten wollen, wissen sehr genau auch aus den oft widersinnigen Anforderungen der Baupolizei Kapital zu schlagen. Wenn wir breite Straßen von 22 Meter und mehr, noch dazu in großer Zahl abtreten und diese Straßen pflastern und kanalisieren sollen, dann müßt ihr uns auch fünf Geschosse und den geschlossenen Baublock gestatten, sagen sie zur Behörde. Bitt schön, sagt sie, unserthalben. Wenn nur unser kostspieliger Bebauungsplan strikte eingehalten wird. Also ist die Mietskaserne stabilisiert, bevor sie noch errichtet ist. Die Bauzeichnung, die schnell fertige, erleichtert die Verkaufsverhandlungen als bequeme Vorarbeit. Es entsteht so eine primitive bauordnungsmäßige Reihung von Raumzellen hinter einer bestenfalls zusammengeschwindelten Prachtfassade.

Und wenn die Baupolizei für das hygienisch einwandfreie Schaubild zu sorgen vorgibt, so verlangt sie die „gesunden“, breiten Straßen, die der Wind durchpfeift und vom ungesunden Staube reinigt, auf daß er sich ins Innere der Gemächer zurückzieht, wo die Straßenpolizei nicht mehr für ihn verantwortlich ist. Und überhaupt: auf die Außenwirkung kommt es an. Deshalb gestattet man eine so ausgedehnte Hofbebauung in mehreren Seiten- und Querflügeln, deshalb gruppiert man die Wohnungen so, daß eine Querlüftung gar nicht mehr möglich ist, deshalb sieht man strenge darauf, daß die Haushöhe die Straßenbreite nicht übersteigt, und läßt es wohlwollend geschehen, daß die Bauten an den Höfen um sechs Meter höher sein dürfen als die Hofbreite. Doch wohl niedriger? Nein: höher. Deshalb erlaubt man „Lichthöfe“ von mindestens zehn Quadratmetern, und der Erfolg ist, daß ein solcher Lichtschacht bei der erlaubten Mindesthöhe von zwei und der üblichen Durchschnittshöhe von 25 Metern vier von den fünf Geschossen weder genügend Licht noch Luft zuführt. Auf die Außenwirkung kommt es an. Und auf die Feuersicherheit. Doppelte Brandmauern, die bei Reihenhäusern zwar nicht viel Zweck haben, aber das Bauen hübsch verteuern; pompöse Stiegenhäuser, die viel Raum fressen, bei Bränden im Erdgeschoß sofort voll Rauch stehen und für die Rettung der gefährdeten oberen Stockwerkbewohner keinen Pfifferling mehr wert sind, als schmale Treppen: mit diesen und ähnlich klugen Vorschriften betätigt sich die akkurate behördliche Fürsorge. Bis vor nicht langer Zeit bestand sie auch auf einer ganz abnormen Zimmerhöhe, weil ein Raum von 3,5 Metern und darüber gesünder, nämlich lustiger sein sollte, als einer von 2,5 Meter. Dem Publikum leuchtete diese imposante Palasthöhe dermaßen ein, daß es sich noch heute bäverlich behandelt vorkommt, wenn es in 2,75 Meter hohen Stuben und ohne Doppeltüren hausen soll. Daß diese Räume bei guter Lüftung ebenso „hygienisch“ und viel billiger zu bauen wie zu heizen sind, wird nur sehr allmählich eingesehen.

(Schluß folgt.)

Sprüche.

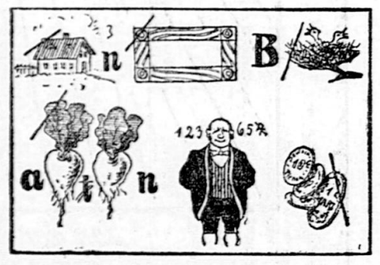
Wohltaten still und rein gegeben,
Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehn,
Sind Sternlein, die nicht untergehn.

* * *

Man kann auf Erden
Durch Zufall viel und viel durch Mühe werden;
Durch Wahrheit nur wird man ein edler Mann.

Rätselecke.

Bilder-Rätsel.



Reim-Rätsel.

Drum rasch ans Werk, und das noch —,
Nichts Edlers gibt es, als die —
Noch ist sie dein, du darfst von —
Nicht eine Stunde hoffend —;
Ob auch das Morgen werde —;
Du weißt es nicht, welch schwere —
Die nächste Zeit dir plötzlich —.

(Heinrich Grünig.)

Zu vorstehenden Versen sind die Reime zu suchen. Wie lauten diese?

(Auflösung in der nächsten Nummer.)

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Pyramiden-Rätsel:

u
u r
r u m
t u r m
s t u r m
m u s t e r

Ketten-Rätsel: Bauland — Landmacht — Machtwort — Wortbruch — Bruchsal — Salbei — Beifall — Fallschirm — Schirmdach — Dachstein — Steinbau.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Der Hausfreund.

Nr. 141. ××××××× Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. ××××××× 1910.

Auf der Heide.

Auf stiller Heide steht einsam
Ein alter, grauer Turm.
Hat kayser standgehalten
Jedwedem Sturm.

Die Sommersonne zittert
Heiß überm Heidekraut
Und überm Turm, der trotzig
Gen Himmel schaut.

Da hab ich einst gestanden,
Mein Lieb lag mir im Arm,
Da trank ich ihr vom Munde
Die Küsse warm.

Sie barg ihr blondes Köpfchen
Voll Glück an meiner Brust,
Und flüstert selig bebend
Vor Liebeslust:

„So lang die Heide blühet
In jedem Jahr aufs neu,
Solang der Turm nicht wanket
Bleib ich dir treu! . . .“

. . Ein Jahr ist nun vergangen,
Und wieder bin ich hier;
Denk ich an sie, dann kommen
Die Tränen mir:

Die Heide blüht wie einstens,
Der Turm steht immer noch —
Sie brach im Arm des andern
Die Treue doch . . .!

(Dichterstimmen der Gegenwart.) Franz Faßbinder.

Die Rose vom Wetternsee.

Historischer Roman von Philipp Laicus.

11) (Nachdruck verboten.)

Das war mehr als auffallend. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß Gustav die Einführung der neuen Lehre plane, welche ihm um vieles geeigneter erschien, die Macht zu verbürgen, wonach er strebte, als dieser Papismus, der sich vermaß, in allen Landen eine Herrschaft auszuüben, die sich neben die königliche, und in vielen wichtigen Stücken sogar über die königliche Gewalt stellte. Es war ebenso allgemein bekannt, daß der zäheste, entschiedenste und schlagfertigste Gegner des Königs der Bischof Bras von Linköping war, der außerdem in allem Tun und Treiben eine solche Gewandtheit entwickelte, daß er nie zu fassen war, und dazu einen Lebenswandel führte, daß das Volk ihn fast als einen Heiligen verehrte. Und dieses Bischofs Sippe war den Jarl der Dalarnen, der von seiner Anhänglichkeit an die katholische Sache durchaus kein Hehl machte.

Was hatte nun diese plötzliche Freundlichkeit zu bedeuten?!

Unter einer Rüster fand Sigurd seinen Vater Rarad, der wie die anderen die Ungezwungenheit beobachtete, mit welcher der König den Jarl behandelte. Der König war nur um wenige Jahre älter als Erik und wer die beiden Arm in Arm lustwandeln sah, hätte meinen können, es seien Jugendfreunde, ja wohl gar Brüder.

Sigurd trat raschen Schrittes auf seinen Vater zu, der halb an den Baumstamm gelehnt, halb auf sein Schlachtschwert gestützt, langsam zuweilen den riesigen weißen Bart strich und dazwischen ein finnisches Neckenlied summte. Dabei ließ er den König nicht aus den Augen.

Sigurd teilte leise dem Alten den Auftritt mit, den er eben bei Björne mit dem Jarl gehabt. Dieser sah eine Weile still vor sich hin und murmelte dann:

„Ich hab's geahnt, wir sind betrogen!“

„Betrogen, wieso?“ fuhr Sigurd auf.

„Die Tochter Björe's fing Dich, Du mich, ich die finnischen Herren, und so wird man König in Schweden. Da man das jetzt ist, so liegt weiter kein Grund vor, Dich länger gefangen zu halten, und der Schmetterling fliegt auf seinen alten Strauch zurück.“

„Ah, Vater, nein!“ rief Sigurd schmerzlich bewegt. „Wenn Notburga zu solchem Spiele sich hergegeben, dann lügt ihr Auge, dann lügt ihr Mund, dann ist ihr Dasein eine Lüge und Lüge ist alles, was am Wetternsee wohnt.“

Der Greis zuckte unmutig die Achseln. „Ich hab' dem Schweden nie getraut“, sagte er. „Was liegt ihm daran, einen Finnen zu betrügen? Wir sind ihm ein untergeordnetes Geschlecht; nur als es galt zu kämpfen, als Severin Norby die schwedischen Schiffe von der Ostsee wegfegte und sich anschickte, Stockholm zu entsetzen, da hieß es: Edle Finnen! Finnisch Meervolk herbei: Da waren wir die würdigen Sprossen der Waräger, Söhne Odin's wie sie. Das ist jetzt vorüber, Stockholm ist gefallen. Gustav ist König, und da sind wir wieder Wilde, halbe Götzendiener, jedenfalls Zauberer, der Vertilgung, vielleicht auch der Verachtung würdig.“

„Das Volk wohl; doch Notburga?“

„Kennst Du sie? Du hast sie gesehen, Du hast sie reden gehört, Du hast sie gesprochen — nur kurz, nur vorübergehend, nur zufällig. Wer weiß, ob sie sich Deiner noch erinnert! Heißt das kennen?“

„Ich kenne sie genug!“

„So ist die Jugend! Deine Mutter war dreißig Jahre mein Weib. Aber ich möchte nicht behaupten, daß ich sie gekannt hätte. Wer lernt je ein Weib kennen! Hast Du geglaubt, haß sie sich von dem Jarl der Dalarnen entführen lasse?“

„Beim Himmel, nein! Das traf mich unerwartet.“

„Und doch willst Du sie kennen! Hat man Dir etwas davon gesagt, wie nahe der Jarl ihr steht?“

„Nein.“

„Mir auch nicht. Und siehe, darin steckt eben der Betrug. Was brauchten sie es zu verheimlichen, wenn sie entschlossen waren, den Ehrlichen gegen Dich zu spielen? Aber hättest Du von dem Jarl gehört, wer weiß, ob Du dann noch zugegriffen? Und Du mußtest zugreifen! Darum verschwand der Jarl. Jetzt ist's nicht mehr vonnöten. Da taucht er wieder auf; und sie nur, wie der König so freundlich mit ihm umgeht!“

Sigurd umfaßte krampfhaft den Knauf seines Schwertes.

„Und auch der kann getäuscht sein,“ bemerkte nach einer Weile Harald, leise zwischen den Zähnen summend. „Er sieht mir nicht aus wie ein Betrüger. Aber jener König dort, der hat ein Paar falsche Augen; dem traue ich große Taten zu, aber daß er in seinen Mitteln wählerisch sei, das traue ich ihm nicht zu. Gib acht! Man hat jenem Notburga genommen, und er ist außer sich; der König verschafft sie ihm wieder, und er gehört ihm mit Leib und Seele.“

„O der Schmach! Was soll ich tun?“

„Die rasche Jugend will immer tun. Du bist schneller mit Deinem Tun zur Hand, als ich mit meinem Raten.“

„Das ist unerträglich!“

„Ertrage es dennoch, mein Sohn!“ sagte Harald kühl.

„Wir wollen zurück nach Finnland; vielleicht verharscht dort die Wunde.“

Der Alte schüttelte seine schneeweißen Locken. „Du weißt noch nicht genug, um sie beständig eitern zu lassen. Bleibe! Was schadet es? Du hast Dich nicht zu schämen, und auf das Schlimmste bist Du gefaßt! Oder gibt es noch ein Schlimmeres, als zu sehen, wie das Mädchen, das Du Dir zum Weibe erkoren, gleich einer Metze sich je nach den Forderungen der Politik aus einem Arm in den anderen werfen läßt?“

Sigurd lief es eiskalt den Rücken hinunter. „Vater“, sprach er in einem fast flehenden Tone, „keine solche Worte mehr! Ich kann mir das denken; aber ich kann nicht hören, wenn ein anderer mir das sagt, und wär's mein eigener Vater!“

„So lieb' ich es, Junge!“ sagte Harald mit kurzem Lachen durch die Haare seines Bartes streichend. „Laß Dein Blut überschäumen! Besser, Du spaltest im Zorne Deines Vaters Haupt, als daß Du wie ein zahnloses Waschweib keifend durch die Welt gehst und jeder Mann Dich verlache.“

„Weder das eine, noch das andere, Vater!“

„Wohl, wohl!“ meinte dieser. „Aber zuerst müssen wir sehen und hören, dann handeln. Wird's wirklich so schlimm, dann ist die Notburga Deiner Träume eine andere als die auf Haus Brankholm. Dann hast Du das Mittel, das Deine Wunden heilt. Und wird es nicht so schlimm, was brauchen wir vom Kampfplatz zu gehen, ehe wir geschlagen sind? Warte erst ab! Sieh' zu, wie Brankholm sich zwischen Dir und dem Jarl durchwindet; Frau Christierna kommt mit dem Mädchen, höre, was sie sagen!“

„Du hast recht, Vater!“

„Und wenn es wahr ist,“ sagte der Alte leise und griff krampfhaft nach der Hand seines Sohnes, „wenn dieser Elende wirklich unser spottend den Thron bestiegen hat, dann soll er —“

„Was soll er?“ fragte Sigurd.

Harald dämpfte seine Stimme zum Flüstern. „Er soll rascher stürzen, als er sich aufgewunden hat.“

Das Gesicht des Alten glühte und seine Augen funkelten.

„Komm' mit, Vater, man beobachtet uns!“

„Jetzt ist die Jugend vorsichtiger als das Alter,“ meinte der Greis lachend. „Sie können's hören, denn ich bin ein freier Finne, und wenn ich heute will, bin ich König da drüben wie er. Sollte jemand kommen, Harald, dem Finnen Schweigen zu gebieten oder seine Worte zu bekritteln! Aber komm, Sigurd, komm, es ist ja viel vergnüglicher zu denken, wie die Knechte sich die Köpfe darüber zerbrechen, was die Freien wohl im Sinne hätten!“

Und die eine Hand auf die Schulter seines Sohnes gestützt, die andere auf den Knauf seines Schlachtschwertes, ging der Greis an den Hofleuten vorüber, denen er spöttische Blicke zuwarf.

„Ja, die Sturen,“ sagte er im Vorübergehen, „das waren Leute! Freie Männer, ehrten sie Freiheit anderer und starben als Bürger, nicht als Könige.“

„Vater!“ sagte leise Sigurd, „man hört auf Deine Worte.“

„Und der dort“, fuhr Harald lauter fort, „der fremde Landsknecht“, — damit deutete er auf Melen, der auf einer steinernen Bank saß und die Hofleute fernhielt, daß sie die Unterhaltung des Königs mit dem Jarl nicht belauschen konnten, — „für den wird ein neues Reichsamt geschaffen; begrüße ihn, Sohn, als des schwedischen Reiches Erzfliegenwedelträger! Bemerkst Du nicht, wie er die Mücken vom Gesichte seines Herrn verscheucht?“

Einige Hofleute wurden bleich, und manche Hand fuhr unwillkürlich ans Schwert. Harald warf noch einen geringschätzigen Blick nach der Gruppe und schritt heiser lachend weiter.

Inzwischen hatten weder der König noch der Jarl der Dalarnen eine Ahnung davon, welche Folgen ihr vertrauliches Gespräch, sowie ihr Umherwandeln Arm in Arm hervorgebracht hatte und noch weiter hervorbringen sollte. Der König war viel zu sehr mit dem Plane beschäftigt, den er eben auszuführen im Begriffe stand, um sich darum zu bekümmern, was seine Hofleute zu dieser unerwarteten Annäherung sagen würden; und Erik Axelson kümmerte sich viel zu wenig in seiner gegenwärtigen Stimmung um den König, als daß er der vertraulichen Herablassung desselben irgend welchen Wert beigemessen hätte.

Wie wir bereits bemerkt, war das plötzliche Erscheinen Erik's unmittelbar nach der Wahl Gubl Gustav Wasas von dem letzteren als eine Andeutung aufgenommen worden, daß der Bischof Brask, wenn nicht sich geradezu ihm anschließen, so doch jedenfalls aus seiner bisherigen schroffen Zurückhaltung heraustreten und eine versöhnliche Stellung einnehmen wolle. Diese Ansicht teilte auch der Kanzler, obschon dieser, selbst ein katholischer Priester, besser als ein anderer in der Lage war, das Verhalten des Bischofs Linköping zu beurteilen. Die Aussicht war eben zu lockend, um nicht als wirklich vorhanden angenommen zu werden. Denn Bischof Brask war das einzige Hindernis, mit welchem Gustav Wasa überhaupt im Innern noch rechnete. Schloß sich jener seiner Person und seinen Plänen an, dann war Schweden eine vollständig in sich geeinte, von jedem fremden Elemente reine Macht. Nicht einmal Rom konnte mehr in die schwedische Angelegenheit hineinreden; denn die neue Lehre, welche die schwedischen Staatsbürger unter sich religiös vereinen sollte, riß sie zugleich von Rom los, während sie das nationale Band verstärkte. In Deutschland achtete weder der Kaiser noch ein Teil der Fürsten den Wert, den die neue Lehre für die fürstliche Gewalt hatte; der Glaube an die Wahrheit der katholischen Kirche stand bei diesen höher als der Nutzen, den man für die Stärkung der Fürstengewalt aus der religiösen Oberhoheit ziehen konnte. Man rüstete daher auf beiden Seiten zum Kampfe.

Gustav Wasa hatte darin seine Sache leichter. Er verfolgte einen ähnlichen Plan, wie ihn später Heinrich VIII. von England ausführte. Daß die von ihm ernannten Bischöfe ihm auch folgen würden, fand er selbstverständlich. Gewann er auch Bischof Brask, den gelehrtesten, eifrigsten und entschiedensten Kirchenfürsten, dann brauchte er nichts mehr zu fürchten. Dann ging Wadstena, der Mittelpunkt katholischer Wissenschaft, das im Sprengel von Linköping lag, über, und er war ein ganz unumschränkter Herr über Schweden, für dessen Größe und Machtstellung er bereit war, sein Leben zu opfern.

So stellten sich die Dinge Gustav Wasa's dar; in Wirklichkeit waren sie freilich wesentlich anders. Aber wenn die großen Männer auf der Welt schon sehr selten sind, so sind diejenigen noch um vieles seltener, die den eigenen Erfolgen Widerstand zu leisten vermögen. Sie, die Gott zu seinen Zwecken in die Welt gerufen, meinen gar leicht, wenn sie ihre Taten überblicken, daß Gott die Welt zu ihren Zwecken geschaffen. An ihre Sendung glaubend und Gutes wollend, meinen sie gar leicht, alles befehlen zu dürfen, und ihnen nicht gehorchen, das sei der eigentliche Frevel gegen den heiligen Geist, der in diesem Leben selten und im künftigen Leben niemals verziehen wird.

(Fortsetzung folgt.)

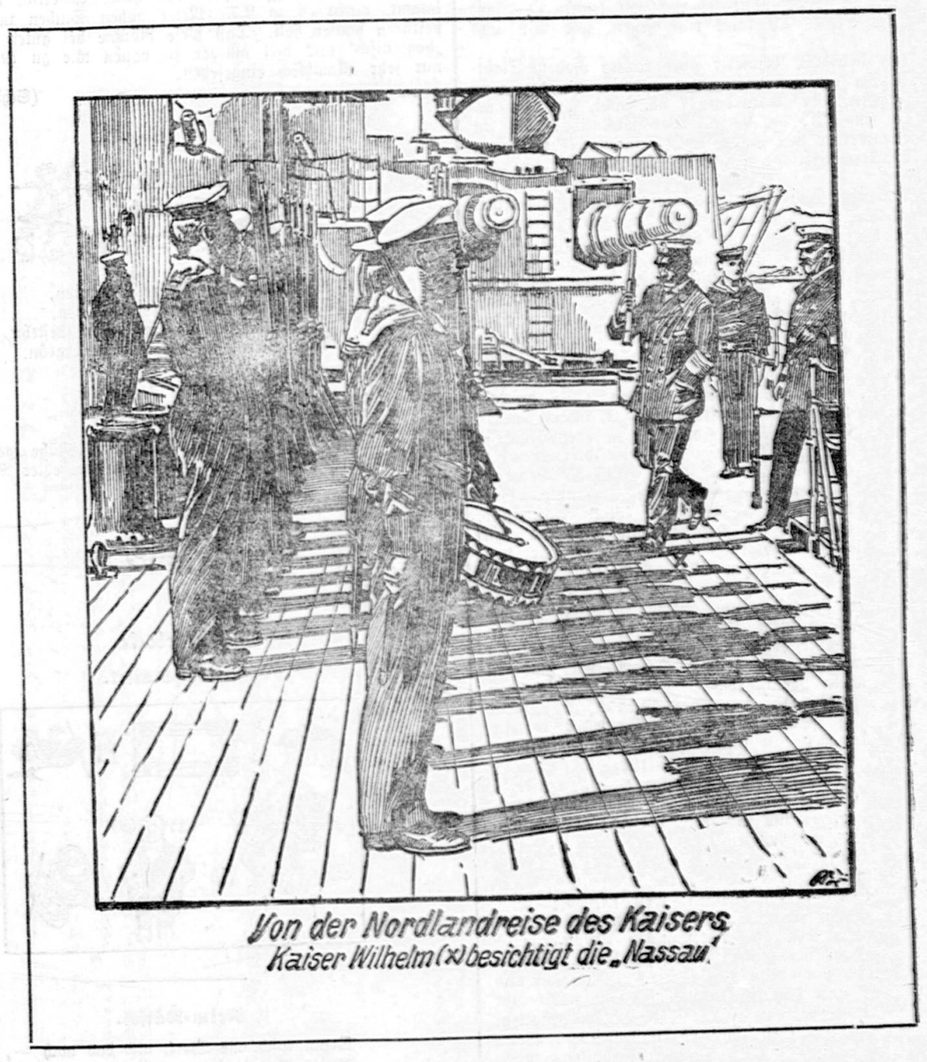
Generalfeldmarschall Graf Leonhard von Blumenthal.
Zum 100. Geburtstage am 30. Juli.

Eine der ersten Regierungshandlungen des todkranken Kaisers Friedrich war, daß er seinen ehemaligen Generalstabschef, den General Grafen v. Blumenthal, zum Generalfeldmarschall und Generalinspekteur ernannte. Er gab damit der Anerkennung von Blumenthals hohen Verdiensten um die Führung der zweiten Armee 1866 und der dritten 1870/71, die der Kaiser als Kronprinz kommandiert hatte, ebenso Ausdruck, wie seinerzeit in Pont-à-Mousson, wo er das ihm verliehene Eiserne Kreuz 1. Klasse nur dann anlegen zu wollen erklärte, wenn es auch Blumenthal erhielt.

Vor hundert Jahren, am 30. Juli 1810, wurde Blumenthal in Schwedt geboren. 1858 war er schon Oberstleutnant und persönlicher Adjutant des Prinzen Friedrich Karl. Später kommandierte er das 71. Infanterie-Regiment. Am 15. Dezember 1863 wurde er zum Chef des Generalstabes der gegen Dänemark bestimmten Truppen ernannt.

Hervorragend war sein Anteil am Gefecht bei Missunde, am Sturme auf die Düppeler Schanzen und am Uebergang auf Alsen. 1866 war er Chef des Generalstabes der zweiten Armee. Ihm waren hauptsächlich die Siege von Nachod, Soor, Skalitz und Königinhof und nicht zum mindesten der von Königgrätz zu danken. Der Dank bestand in seiner Ernennung zum Generalleutnant und Kommandeur der 14. Division.

Im französischen Kriege wählte ihn Kronprinz Friedrich wieder zu seinem Generalstabschef, und er bewährte sich so glänzend, daß ihn auch die oberste Heeresleitung zur Beratung wichtiger Fragen hervorzog. Dies geschah namentlich bei Vorbereitung des Schlages von Sedan, bei der Einschließung von Paris und bei den Maßnahmen gegen die Loire-Armee. Seine hohen Verdienste wurden anerkannt, er erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse, eine Dotation von 450000 M. und nach dem Friedensschlusse wurde er kommandierender General des 4. Armeekorps. Blumenthal wurde später Generalinspekteur der vierten Armeeinspektion, der bekanntlich die drei bayrischen Korps angehören. Bei seinen Inspektionsreisen nach Süddeutschland war Blumenthal oft der Gegenstand lebhafter Huldigungen; er starb am 22. Dezember 1900.



Von der Nordlandreise des Kaisers.
Kaiser Wilhelm (x) besichtigt die „Nassau“.

Unser Kaiser läßt keine Gelegenheit vorübergehen, um sich über den Zustand der Schiffe und Mannschaft zu informieren. So besuchte er kürzlich auf der Nordlandsreise das Panzerschiff „Nassau“, eines unserer herrlichsten Schiffe nach dem Dreadnoughtyp. Die Mannschaft war in Parade angetreten und erwies dem obersten Kriegsherrn die Honneurs. Der Monarch besichtigte das Schiff sehr eingehend und war augenscheinlich mit dem Ergebnis seiner Prüfung sehr zufrieden.

Die Steinmassen der Städte.

Sollte man es glauben, daß, wie Eugen Kalkschmidt im „Türmer“ (Herausgeber Frhr. von Grotthuß) darlegt, neun Zehntel aller Bauten in unseren Städten, den mittleren und großen Städten zunächst, Massenmietshäuser sind? Man erstaunt, daß es wirklich neun Zehntel sein sollen, denn dann bestände ja die Großstadt beinahe ganz aus diesen modernen Raumzellen. Und doch denkt man so wenig an sie, wenn man an eine große Stadt denkt und ihr Erinnerungsbild aufbaut: Berlin: das sind die Linden mit Schloß, „Lustgarten“ und Brandenburger Tor; ist die Hoch-, Untergrund- und Ringbahn; ist Wertheim und einiges andere, aber die Stadt zahlloser Mietskasernen von Köpenick bis Zehlendorf — nun ja, das ist sie schließlich auch; aber man denkt nicht daran, man übersieht diese gewaltige, füllende Masse mitten zwischen den Sehenswürdigkeiten. Denn Mietskasernen haben wir zu Hause auch, und zwar häufig im Berliner Stil. Wie müssen wir im Uebersehen von Massen geübt sein, wenn wir neun Zehntel des Volumens einer großen Stadt aus unserer Vorstellung von eben dieser Stadt glatt wegstreichen können, ohne Wesentliches zu vermissen!

Oder aber: diese neun Zehnteile sind für das Stadtbild nicht wesentlich. Sie schaffen Entfernungen, und Entfernungen